

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 152

Mittwoch, den 10. Dezember

1919

## Das Heiratsjahr.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.  
Von Hedwig von Jobellitz.

1. Akt. Szene 1. (Hinter dem Vorhang.)

„Ich kann es mir noch gar nicht denken, Papa! Es ist ja unglaublich. Und dann wäre ja Doktor Haarschuh sein Heiratsjahr!“  
„Aber das ist ja erwig weit, soviel ich weiß! Wir wollen doch zu Mittag zurück sein.“  
„Kommen wir etwas später, so sagen wir, wir hätten uns verlaufen.“  
„Ganz einfach. Das Sägen wird dir immer geläufiger.“  
„Ich du lieber Gott — ja! Ein ganzes Netz von Sägen hält mich umponnen. Aber noch ein paar Tage — dann wird es reizen.“  
„Das hast du schon vor vier Wochen gesagt.“  
„Ich konnte aber der Seelen nie so recht habhaft werden. Nun hast du sie geschrieben. Bei der Gesellschaft am Montag muß es zum Klappen kommen — respektive die Sägen müssen gelegt werden. Die Gezir wird immer drohen; die Mitwisser mehren sich. Freese und Semper gehören auch schon zu den Versuchsdreien. Freese ist still und mußt nicht. Aber die drei Semper! Ein Schwadronneur erster Klasse. Seine Rede gestern Abend — ich verlanf fast vor Verlegenheit! Bei den anständigen Stellen wollte er mich unter dem Tisch heimlich mit dem Fuße berühren und hat statt dessen dem Kandidaten das Schenkein blau gestochen. Ein entsetzlicher Mensch — versteht sich, als Mitwisser — sonst ein lieber Kerl.“

„Man schritt wieder tapfer weiter. Es war Leben im Buchenwald. Raufhagen in den Kronen, Singen und Zwitschern und das Sämmern der Spechte. Dazwischen aus der Ferne der tödliche Krächz von arzelnden Holzfüllern und Irgendwoher aus dem Dorfe, wo Begräbnis oder Taufe sein mochte, ein leises und zartes Glöckchen.“  
„Wie ist dir die Woche eigentlich bekommen, Marg?“  
„Ich weiß nicht recht. Ich hatte heute früh einen Anflug von Rater. Aber es war wohl mehr ein moralischer.“  
„Warum ein moralischer?“  
„Well... Haarschuh hieß mit seinem Stod durch die Luft.“  
„Marg, ich habe dir getroffen — nun bist du auch mit einmal. Ich habe eine prächtige Dummheit gemacht. Ich halte gestern zu rasch gerannt, und die's labrigen Dornen heigen mir regelmäßig auf Kopf. Dann weiß ich nie, was ich tue — ohne daß ich gerade betrunken bin. Das passiert mir nur bei dem Gebäu in Schmittzelle. Also, wie ge'zt, ich war auch gestern Abend etwas mobiler als nötig und außerordentlich maßlos, war abermüdig. Und nun sollte ich doch diese Scheiter Benedite holen, die heute auf der Insel im Mondhügel herumgewirrt. Da war sie auf den Denkfien des alten Dagobert gestietert, der bei Tauraggen gefallen ist.“

„Gott bemahre, was bringt du alles durcheinander! Traue gott dich der alte Onkel und fiel bei Eylan.“  
„Auch gut — und auf den Traugott war sie gestietert und wollte wieder runter und konnte nicht. Ich machte die Arme auf, und sie sprang los. Und denke dir — ich weiß selber nicht, wie ich dazu gekommen bin — da hab' ich ihn einen Knü gegeben!“

„Mit einem Knü blieb Marg stehen.“  
„Ka, da hört doch alles auf.“ Ichympfte er, halb ernst, halb etwas leichtig; „bist du ganz des Deibels, Adolf? Ein Glas Bock nicht gleich jedes junge Mädchen, wenn man ein Glas Bock gerunten hat! ... Was sagst denn die Diste dazu? Sie hat sich's doch höfentlich nicht gefallen lassen? Hat sie dir nicht?“  
„Und Marg machte eine nicht mißzuwertende Bewegung

„Gott bemahre, was bringt du alles durcheinander! Traue gott dich der alte Onkel und fiel bei Eylan.“  
„Auch gut — und auf den Traugott war sie gestietert und wollte wieder runter und konnte nicht. Ich machte die Arme auf, und sie sprang los. Und denke dir — ich weiß selber nicht, wie ich dazu gekommen bin — da hab' ich ihn einen Knü gegeben!“

„Mit einem Knü blieb Marg stehen.“  
„Ka, da hört doch alles auf.“ Ichympfte er, halb ernst, halb etwas leichtig; „bist du ganz des Deibels, Adolf? Ein Glas Bock nicht gleich jedes junge Mädchen, wenn man ein Glas Bock gerunten hat! ... Was sagst denn die Diste dazu? Sie hat sich's doch höfentlich nicht gefallen lassen? Hat sie dir nicht?“  
„Und Marg machte eine nicht mißzuwertende Bewegung

„Gott bemahre, was bringt du alles durcheinander! Traue gott dich der alte Onkel und fiel bei Eylan.“  
„Auch gut — und auf den Traugott war sie gestietert und wollte wieder runter und konnte nicht. Ich machte die Arme auf, und sie sprang los. Und denke dir — ich weiß selber nicht, wie ich dazu gekommen bin — da hab' ich ihn einen Knü gegeben!“

„Mit einem Knü blieb Marg stehen.“  
„Ka, da hört doch alles auf.“ Ichympfte er, halb ernst, halb etwas leichtig; „bist du ganz des Deibels, Adolf? Ein Glas Bock nicht gleich jedes junge Mädchen, wenn man ein Glas Bock gerunten hat! ... Was sagst denn die Diste dazu? Sie hat sich's doch höfentlich nicht gefallen lassen? Hat sie dir nicht?“  
„Und Marg machte eine nicht mißzuwertende Bewegung

„Marie ist unerschuldigt daran, ich... Ich hatte sie falsch im Veracht gehabt. Ich hatte das Geld nur verlegt.“ —  
„Aber Frau Lili! Ein Sohn eines armen Mädchens!“ meinte die Portierfrau vorwurfsvoll.  
„Ja... es war unrecht von mir. Ich will deshalb auch hin zu Marie und sie wiederholen.“  
„Sie tra' auch richtig, wie sie vermutete, Marie bei ihren Verwandten in der Coblenstraße.“  
„Ich habe Ihnen so unrecht getan, Marie!“  
„Nicht, ach meine liebe Marie,“ jauchzte die Silde. Das Mädchen stand unerschuldigt.  
„Ich... ich wa's auch... gan; gwoß nicht... gnädige Frau.“  
„Marie, nein, das weiß ich ja,“ meinte Frau Pauline weich. Marie hielt vorlegen li; ausgestreckten Hände ihrer plötzlich so veränderten Herrin fest.  
„Wer... wer ist da denn das Geld?“  
„Niemand,“ sagte Frau Pauline leise. „Es war in eine Spalte geraht, und ich... ich muß viel wieder auf machen an Ihnen. Sie kommen doch wieder zu uns, ja?“  
Das Mädchen schüttelte sich und den Kopf.  
„Ich... ich kann nicht! So gern ich auch möchte, gnädige Frau...“  
„Sichthet! Aber, aber wenn die Leute zu so über mich wachen... so, ach Gott, nee, ich kann nicht Vor den Leuten.“  
Und Marie kam, nicht wieder.

## Der deutsche Cicero

Zur 100. Wiederkehr von Sellerts Tobestag am 13. Dez. Raum hatte am 13. Dezember des Jahres 1769 ein milder Tod die icheren, von einer seltenen Syphodondrie begleiteten Leibes des außerordentlich Professor der Philosophie zu Leipzig, Christian Friedrich Sellert, beendet, als sich durch die deutschen Bande auch bereits eine Hochflut der begeisterten Gedächtnisse und Hochpreisungen ergoß, die dem Hingeshedenen als dem Lehrer der Jugend und dem Träger des Alters immer neue Ruhmeskränze weichten. Jeder Zweig der Berichter seiner Schriften im literarischen und pädagogischen Urteil über den schon mit 54 Jahren ins Grab geschwunden Dichter und Moralisten fiang in eine sanfte Harmonie aus, weil in allen unauslöschlich Bild von Sellert lebte, das auch Goethe erfüllt hat: „Die ichone Seele, der reine Wille, die edle Teilnahme an der aller Wöhl.“ Gewiß ist Sellert Redant gewes'n, doch mehr auch ein Jünger der Wahrheit und des als ihr geordnete Pflichtgebots; gewiß haben ihm große Schwächen angetan, doch unvermindert leuchtet auch heute noch der Adel seines inneren Menschen, der ihn befähigte, seiner Zeit ein Führer zu einer höheren Sittlichkeit zu sein und der ihm so den Ehrenitel des „deutschen Cicero“ eingetragen hat.

Doch nicht Hirtu' gleich, der in derselben Stunde, wo ihn der erste Sohn für seine unerschöpfliche Quelle nach einem Leben in Not und Leid erreichen sollte, zu Grabe getragen wurde, geizig es Sellert, vielmehr waren ihm schon zu allen Lebenszeiten von Jung und Alt, von Arm und Reich aufrichtige Anerkennung und aus tiefstem Herzen dargebrachter Dank beständig gewesen, wie kaum wieder einem deutschen Manne. Härtin und Generals haben gegenüber dem sehr sehr bedehenden Professor in Hochsprachen gemeltet, der alte Freig hat den Fabeldichter „den Berufnigten unter den deutschen Gelehrten“ genannt, der Kurfürst von Sachsen hat ihm wieder und wieder Beweise seiner Huld und seines Stolzes gegeben, und Sellerts Wille wurden, um Leipzig zu schonen, nicht nur strategische Pläne umgeändert, sondern sogar seiner Vaterstadt Hainichen ein großer Teil der Kriegskosten abgenommen. Wer konnte anderseits nicht die Geschichte von jenem Bäuerlein, das dem Dichter mit einer frühen Holz für die ihm und seinen Kindern bereite Freude dankt und ihn bittet, noch mehr solche ichone Bücher zu schreiben, oder die Erzählung von der Postmeistersmad, die sich zu dem Gelehrten drängt, ihm die Hand läßt: „Ach, ist er der Mann, der die ichonen Bücher geschrieben hat?“ Der preussische Feldwebel, der nach 33 Jahren Diensten auf dem Weg in die Heimat fünf Meilen umgeht, um Sellert danken zu dürfen, der Vertraut, der siehe Student, sie alle und Hunderte, Tausende ihrer Zeitgenossen, find sich einzig gewesen in jenem naturgewaltigen Drang, einmal im Leben Aug' in Aug' dem Manne gegenübersehen zu können, der

vor Leben reicher, ihre Schwelgen inner und ihre Freude dieilich gemacht hatte und immer noch machte.

Was nun war es, das die'sen Sohn einer armen Pastorenfamilie, der am 4. Juli 1715 als fünfjes von dreizehn Kindern zu Hainichen das Licht der Welt erblickt hatte, der in mehr als beghenden Verhältnissen aufgewachsen war und sich vom Kandidaten der Gottesgelehrtheit aus Miltanen gegen seine Beherrschung der freien Rede zum Lehrer der Moral und Philosophie entwickelte hatte, und den sein größter Schiller Goethe uns als „nicht groß von Gestalt; z'emlich, aber nicht hager, mit sanften, eher traurigen Augen, einer sehr ichönen Stirn und einer nicht übertriebenen Habichtma'e mit einem feinen Mund und einem geälligen Oval des Gesichts“ beschrieben hat; welche innere Kraft von Sellerts Persönlichkeit war es, die ihm im Herzen aller Zeitgenossen Deutschlands und des Auslandes — wie hat Voltaire zum Beispi Sellerts zu finden gewußt! — einen so geälligen Ehrenplatz anwies? Denn was sind der modernen Welt noch die Gelehrten? Haben gemessen an den Leistungen aber Voltaire'schen — mögen sie einstmals auch in fast alle lebenden Kulturen, selbst ins Vereinigte und Hebräisches überlegt worden sein — was bedeuten ihre Euhstie nur noch dem literarhistoriker bekannten Euhstie oder sein einziger Roman „Die schwedische Gräfin“? Wie viele seiner geälligen Vieder, von denen allerdings sehr die Bergessentent anheimlicher Kompositionen zu erwähnen, sind der Bergessentent anheimgefallen! Und nie sind auch seine Werke an sich gemessen, die dem Berechnung zurechnen, sondern das weite gällige Herz war es, das aus jedem seiner Worte sprach und das ihn seiner Mittelst auf einen heimlichen Thron erhob. Dies von einem unerbittlichen Glauben an Gott und an die Menschheit geleiteter Herz machte seinen Träger zu einem Arzt, der die Seele jedes Mitmenschen hilflos freilegen und, was eben Sellerts Größe ausmacht, sie auch heilen konnte. Mit der ganzen Macht seiner seltenen Ehre selbst sicheren Persönlichkeit hat der Miltbegründer des Leipziger Dichtberichts die Herzen, die da Litten und un'elg waren, an sich herangezogen, um alles Trüben und Ficklige hinwegzunehmen, sodaß seine Freunde, Schüler und Bewunderer alle einzig waren in dem Zeugnis: „Er hat un'er Herz ge'essert.“

Wenn aber Sellerts Beliebtheit und sein Ruhm, ungeleht wie bei den meisten anderen Großen, nach seinem Tode geringer geworden sind, als zu seinen Lebzeiten, — so wenig auch je die'sen Poeten Stelle in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes fortgedacht werden kann — so spricht zwoerlei mit. Der außerordentliche Professor der Vered'am'heit, zu be'cheiden, die ihm angedotene Stellung als ordentlicher Professor anzunehmen, die er bei seiner zerbrechlichen We'ndheit nicht ausfüllen zu können glaubte, war auch zu be'cheiden, daß er nur für seine Zeit und in die'er vornehmlich für den einfachen Mann leben wollte. Seine Aufgabe sah er darin, „dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen,“ und nichts kann charakteristischer für Sellert sein, als seine sofortige Bereitwilligkeit, sein geälliges We: „Mein erst Ge'äh't sei Preis und Dank,“ da der Einwand gemacht worden war, ein einfacher Handwerker'sartige müde die erste Zahlung nicht bestehen. Dann aber ist es die volle erste Zeit gewes'n, die Sellert den Glorion'sch'in eines sittlichen Weltens verziehen hat. Er war eben der Dichter eines talentlosen, schwächlichen We'ch's, das er mit zurechen verstand und das er, den eine gewaltige Sehne erüllte, auch nur mit einem Wort über die Wahrheit seines Ge'äh'ts hinauszuweisen, von jener dummen Verdrückung durch die herausziehende Aufklärung'sepoche, für die Sellerts Antipode Rousseau so laut zu zeuen mußte, erfüllt hat. Als dann die Zeit und das deutsche Volk größer wurden, da mußte Sellerts Größe schnell hinter den strahlenden Gestalten der Weimarer Titanen zurücktreten. Das wäre weniger geschehen, hätte Sellert nicht ganz das Gefühl, was Gerwinus in die Worte sagte: „Wie schade, daß dieser Mann so ohne Kraft war, der ein Volk'slehrer ward, wie lange feiner! Wie hätte er wirken können, wenn etwas von jener zurechen Energie in ihm gewes'n wäre.“ Doch die Großen und Größten nach Sellert haben gern von ihm gelernt und gerade die heutige Zeit hätte Grund genug, diesen darin nachzuweisen. Die Epoche, in der Sellerts Schriften gelesen werden, kann ihre Grenzen haben, aber den Gelehrten Charakter werden die Menschen verehren, solange sie die Tugend kennen, und viele Zeit ist un'ergreut.“



mit der Hand. Doch der Doktor schüttelte wehmütig den Kopf.  
„Hör' Sie es nur genau,“ antwortete er, „dann wären wir wenigstens nicht gewiss. Aber Sie war wohl auch so ein klein wenig alkoholisirt — in allen Euren Gefäß. Und da Sie die denn nur ganz leise auf, und da kamen uns auch schon Brada und Franzlein beim in die Luere...  
Aber ich habe die halbe Nacht wach gelegen. Die Geschichte ist mir doch sehr durch der Kopf gegangen. Und wie ich mich deiner Schwester gegenüber verhalten soll, weiß ich gar nicht.“  
„Ja, lieber Freund, das magest gefälligst allein mit dir und mit ihr ab. Gott sei Dank ist sie noch ein halbes Kind — es wird ihr also wohl nicht allzu sehr zu Herzen gegangen sein. Ich freue mich wenigstens, daß du die deiner Niedrigkeit bewußt bist, du maulwärts fust, und daß du dich zu schämen scheinst.“  
„Wehrlich nicht, aber innerlich sehr.“ Sie habe mich sogar schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, Benedikte zu heiraten, wenn sie den Fuß vielleicht ernsthaft aufgeschaut haben sollte.“  
„Und was denn sonst noch alles? Du bist überhaupt nicht für die Ehe geboren.“  
„Das will ich nicht sagen. Aber ich fürchte, meine Schwester und ich — wir wollen herzlich wenig zusammen.“  
„Was nicht, mein Sohn. Außerdem... hallo, jetzt weiß ich, was du zu tun hast! Du erascht Brada die Geschichte: der fordert dich, schickst dich über den Haufen und läßt sich über deiner Leiche mit Benedikte trauen!“  
„Sei so gut! Zunächst bin ich aus ein ziemlich trefflicher Schläger.“  
„Im Ernst, Adolf. Ich weiß aus manderlei kleinen Neuigkeiten, daß Brada Absichten auf die Witte hat. Bitte sie bei Gelegenheit um Entschädigung, schmeiß dich selbst, läge dich an, schlag dich aus Kreuz und bringe die Sache wieder in Ordnung, ehe jemand anders etwas davon erzählt. Vor allem Brada nicht... In Stunde genommen ist es eine fatale Geschichte, als ich anfangs glaubte. Ja, lieber Adolf, ich kann dir sogar nicht verschweigen, daß ich so etwas nicht von dir erwartet hätte! Wenn Dirte sich nun bei ihrer Mama beklagt? Wenn Papa Rechenschaft von dir fordert? Oder ist als Bruder des unglücklichen Mädchens?“  
„Haarhaus wuschte sich mit dem Taschentuch über die Stirn.“  
„Hör' mir bloß auf, Mag! Hör' mir bloß auf!“ rief er. „Seher Mensch kann sich einmal vergaloppieren. Ich habe eine Dummheit gemacht — ich — ich werde sie auch wieder gut zu machen suchen. Schaff mir am Nachmittag oder am Abend Gelegenheit, ein Bierstübchen mit deiner Schwester allein sein zu können — das ist vorläufig alles, um was ich dich bitte. Nicht viel im Vergleich zu dem, was ich für dich getan habe. Aber du bist ein unantworbener Mensch. Du seist häßlich Stände auf Stände, und wenn ich einmal in der Bekanntschaft eines kleinen Schwupper mache, dann haust du ihn zu einem Verbrecher auf. Wul über dich!“  
Der Ton der Unterhaltung wurde allmählich scherzhafter und unbehaglicher. In Wahrheit regte das Gerücht Haars Haus' Mag nicht im mindesten auf. In seinen Augen war Benedikte noch ein vollkommenes Kind. Es war keine Gewährlichkeit, ihr einen Fuß zu räumen. Nicht in der Ordnung — selbstverständlich — aber war's einmal gesehen, so war es schon am besten, man wuschte sich den Mund und schloß. Doch ein einziger Fuß zuwelien auch verhängnisvoll werden könne — daran dachte Mag nicht. Er kannte ja auch Haarhaus zur Genüge. Die Sache war nicht der Rede wert...  
In den Buchenwald schob sich nun ein breiter Kell Tannenpflanzung hineta. Mag schen hier Weg und Steg zu fenna. Er blieb nicht auf der dreiten Landstraße, die in ziemlich gerader Richtung das Duntel des Tannenwaldes durchquerie, sondern schlug schmale Fußpfade ein, die sich in zahllosen Bindungen über das Moosgrün schlängelten. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Forst zu breiten Wäldungen, auf denen die Holzsägler arbeiteten oder die neu angepflanzten wurden. Geruame Weite führte der Weg an dem Drahtgitter eines Wildparks entlang; ein Baumgarten schloß sich an, in dem junge Eigenhölzer ihr erstes Grün entfalteten. Dann kam lichterlicherer Birkenbestand und dann wieder Buchenwald mit seinem metallisch leuchtenden, lauen Däster. Endlich machte Mag vor einer sich plötzlich inmitten der Forst weit öffnenden Schlucht Halt; sie war mit Felsstrümmern gefüllt, und an dem treppentartigen Aufbau auf der einen Seite sah man, daß sie als Steinbruch benutzt wurde.

„So,“ sagte Mag und ließ sich erschöpft nieder; „nun fünf Minuten Pause. In einer Viertelstunde sind wir im Erlendbruch.“  
„Gottlob,“ erwiderte Haarhaus; „meine Spaziergänge sind von unangenehmer Weitausdehnung. Außerdem verdrüßte ich beinahe, säure auch Appetit. Fortentlich gibt es im Erlendbruch etwas zu essen und zu trinken.“  
„Beruhige dich, Schwächling,“ Man wird dir ein Fräßhild vorlegen. Und du willst Afrika erobern heissen!“  
„Da laßt man nicht so wahnwitzig. Man rettet oder läßt sich tragen. Altona — marschieren wir weiter! Eine Ruhepause erwidert nur noch mehr. Mebrigens scheint mir ein Gewitter in der Luft zu liegen. Ich glaube nicht, daß wir heute überhaupt noch nach Hause zurückkehren werden. Es kommt alles auf deine Kappe, mein Sohn. Ich läge nicht mehr...“  
Mag antwortete gar nicht. Er war schon wieder emporgesprungen und kletterte nun die Schlucht hinauf. Das war ein beschwerlicher Weg zwischen den umhergestreuten Felsplittern. Haarhaus schimpfte und schuchte. Aber jenseits des Steinbruchs öffnete sich eine Schneise im Walde, die bequem zu passieren war — und in zehn Minuten sah man wieder den Erlendbruch vor sich liegen: den kleinen See mit seiner grünen Umfassung und das von Wäldern umschloßte Jägerhäuschen. (Fortsetzung folgt.)

### Vor dem Feste.

Von E. Stramm.

(Nachdruck verboten.)  
Das war doch höchst sonderbar! Sie wußte ganz genau, daß sie gestern Abend in der Eile den Hundertmarkschein in ihren Schreibtisch gelegt und ohne ihn wieder zu schliessen, zu den Kindern in das Schlafzimmer gegangen war. Und nun, am Mittag des nächsten Tages, war das Geld verschwunden. Frau Direktor Hänel schüttelte augerregt den Kopf. Es war unheimlich, und doch... das Geld war ihr genommen worden. Wie sie wußte es haben.  
So sehr sie sich auch gegen ihr Eigenes sträubte, es blieb ja auch gar keine andere Möglichkeit übrig. Marie war die einzige, die im Zimmer gewesen war, die in früher Morgenstunde geküßt und den Raum geäubert hatte. — Marie war also eine Diebin!  
Jetzt verstand sie auch die plötzliche Buhndel des sonst so einfachen, bescheidenen Mädchens. Alle paar Tage ein neues Seidenband, eine Schleife oder Schürze, — das Müdel hatte gewiß einen Schatz, wußte nicht, wie sie sich genügend Geld für ihre Kleider: anschaffen sollte, und kam auf den Gedanken, — — nein, das war ja ein'ach furchtlich!  
Jetzt erklärte sie sich auch, warum sie oft mit dem Wirtschaftsgeld nicht auskam. In ihrer Vertrauensseligkeit hatte sie Kästen und Schränke immer offen gelassen, wußte den Bestand ihrer Kasse niemals ganz genau auf Wort oder Großheit und hatte es also nie gemerkt, wenn da jemand mal hinein-griff und eine kleine Summe herausnahm. Und nun, — die Gelegenheit war dem Mädchen günstig gewesen, — nun das mit dem Hundertmarkschein!  
Frau Direktor Hänel war noch niemals so aufgeregt in die Küche gekommen, wie heute.  
Marie stand am Fenster, schaltete Kartoffeln und sang das bei. Leise sang sie eins ihrer gewöhnlichen frommen Lieder.  
„Sie waren heut früh im roten Zimmer und haben Staub auf dem Schreibtisch gewischt, nicht wahr?“  
Marie nickte harmlos.  
„Ja, — — gewiß, gnädige Frau!“  
Die Frau Direktor war sehr erregt.  
„Wir fehlt Geld, mir fehlen hundert Mark, — — und das kein Mensch außer Ihnen — —?“  
Sie kochte plötzlich, Das Mädchen hatte laut aufgeschrien.  
Gnädige Frau, — — aber liebe, gnädige Frau! Sie werden doch bloß mich denken, daß ich, ich, — — sie konnte vor Jammer nicht mehr weiter sprechen.  
Frau Pauline stand unbeweglich.  
Ja, das denkt ich! Und wenn Sie mir nicht gleich die Wahrheit sagen, wird es noch schlimmer für Sie. Also, wo ist das Geld?“  
Das Mädchen antwortete mit leinem Wort. Ein paar mal

Ref sie durch die Küche, schüttelte den Kopf und verlor die endlich zu sprechen, indem sie einen Bund Schlüssel aus dem blauen Kattunrock zog.  
„Da, — — von meiner Kammode, von mein' Rock, — — Ich'n Sie selber nach, gnädige Frau, daß ich nichts hab' — —“  
Frau Pauline lachte.  
„Was nützt mir das? Sie werden sehr gut wissen, daß das Geld dort nicht zu finden ist, wozu Sie mir die Schlüssel geben. Sie sind entlassen, wenn Sie nicht gestehen!“  
Das Mädchen ließ wie gejagt in ihre Kammer, räumte und Ref kurze Zeit darin herum, bis sie plötzlich in Hut und Jade wieder vor ihrer Herrin stand.  
„So wahr, — — der Herr Jesus alles sieht und hört, — — gnädige Frau, — — ich bin's nicht gewesen,“ sammelte sie mit zuckenden Lippen.  
„Das können ja andere feststellen, ich glaube Ihnen nicht.“  
Da ging Marie.  
Frau Direktor Hänel sah sich unwillkürlich erschrocken um, als sie allein war. Sie wußte selber nicht, was sie nun tun würde, so aufgeregt war sie. Für's Erste wollte sie die Portierfrau rufen, damit die ihr in den nächsten Tagen, bis ein neues Mädchen gemietet war, die Arbeit tun sollte.  
Die Portierfrau schlug die Hände über dem Kopf zusammen.  
„Aee, . . . so ne Fassel! Da muß sich unferenerer ja vor in acht nehmen! Und überhaupt bei gnädige Frau, die immer so gut ist zu alle! Aee, was jibt's für schlechte Menschen!“  
Der Direktor kam nach Hause und schüttelte ungläubig den Kopf.  
„Marie? — — Unsere Marie? Kaum glaublich, Frauchel! Weist du auch ganz genau, daß du das Geld hattest, ehe du das Mädchen bestaubst?“  
Frau Pauline fuhr ordentlich beleidigt auf.  
„Ja kennst du mich doch! Ich weiß, was ich tue! Das Mädchen kam mir schon lange verdächtig vor. Und heute, ganz dunkelrot ist sie geworden, als ich in die Küche kam.“  
Er unterbrach sie ernt.  
„Was nun. Sie hat's vielleicht aus Dummheit getan, oder — — na, ich kann es mir jedenfalls sonst nicht erklären. Aber das ist Strafe genug für so eine wie Marie, daß sie aus dem Dienst gejagt wird, daß die Kinder, die sie lieb geliebt, es wissen, und die Leute mit Fingern auf sie zeigen. Oder, — — hast du im Hause nichts erzählt?“  
„D, — — doch,“ flötterte Frau Pauline, selbst am unruhig geworden durch den vorurteilsgewissen Blick ihres Mannes.  
„Na also, da hat sie genug Strafe. Such' dir ein neues Mädchen, und ich will von der ganzen Geschichte nichts mehr hören.“  
Die nächsten Tage vergingen ziemlich trübselig in der Wohnung des Direktors.  
Man wollte bis zum ersten Januar mit dem Meien eines neuen Mädchens waren, und hatte bis dahin selber alle Hände voll zu tun. Jetzt vor Weihnachten besonders viel. Sie wurde so spät fertig, daß sie noch in der Abendstunde, als die Kinder schon schliefen, und der Direktor am Tisch Zeitung las, den Staub von den Möbeln wuschte.  
Er häuete alle paar Minuten ärgerlich auf.  
„Höchst ungemütlicher Zustand jetzt bei uns! Daß doch die alte Wägherei, und seh' dich zu mir. Aber, — — was hast du denn?“  
Sie stand leichenblass vor dem Schreibtisch, in der einen Hand das Staubtuch, in der anderen ein Stück blaues Papier, das sie offenbar eben gefunden hatte.  
Er sprang überaus auf.  
„Ist das nicht der Hundertmarkschein, den du — —“  
Sie nickte.  
„Er war hier unter dem Holz eingeklemmt, — — hier in der Spalte des Schubfachs, — — ich verstehe das nicht, — — ich hab' doch so gesucht, — — so — —“ sie flötterte immer mehr.  
„Gott sei Dank,“ sagte der Direktor aufatmend.  
„Ja,“ meinte sie lang'am, „ich freue mich auch. Ich wäre auch sonst nicht mit meinem Gehentgilde ausgetommen.“  
Er schüttelte überacht der Kopf.  
„Aber Pauline! So habe ich das ja gar nicht gemeint. Es ist doch nicht des lumpigen Geldes wegen. Marie, — —“

das Mädchen, — — schade, daß es heute schon so spät ist! Aber morgen, morgen früh gleich mußt du zu ihr gehen und —“  
Er sprach nicht weiter. Seine Frau hatte so sonderbar gelacht, er konnte sie kaum wieder.  
„Zurückholen mußt du sie,“ brauchte er auf.  
„Das wäre das ein'ige, womit du alles wieder gut machen könntest.“  
Sie wurde abwühlend bloß und rot.  
„Was du redest! Zurückholen? Ich soll mich wohl vor der ganzen Nachbarchaft blamieren? Ich ärgere mich schon allein genug, daß mir so was passieren konnte. Nun erst die allein! Was meinst du wohl, wie die über mich herzogen! Am Gotteswillen! Man muß doch die Ehre seines Standes wahren.“  
„Ach so, — — ja! Ein Dienstmädchen aber hat keine Ehre und keinen Stand! Na, was soll ich da weiter noch Worte verlieren! Du mußt ja wissen, was du vor dir selber vorantworten kannst!“  
Er schämte und neigte sich wieder über seine Zeitung.  
Die Nacht aber lag Frau Pauline schlaflos in ihren Kissen. Sie war grenzenlos unglücklich. Ihr Mann, ihre Kinder, lateten gerade so, als hätten sie ein Unrecht getan. Rächerlich! Diese Zumutung von Eberhard, zu ihren Dienstmädchen hingehen, bestimmen, daß sie sich blamiert hatte, den Leuten Anstoß zum Gerede geben, „na, die Frau Direktor ist auch eine, auf die man sich verlassen kann!“ — Schredlich, — — bloß das nicht! Marie dachte heute gewiß gar nicht mehr an die Geschichte, und war froh, daß man so milde mit ihr verfahren war.  
Am nächsten Morgen, am Sonntag vor Weihnachten, läuteten die Glocken zur Kirche.  
Max und Hilde besuchten den Rindergottesdienst, und die Portierfrau schickte ihren Anaben hinaus, sie könne heute nicht zur Arbeit kommen, weil sie zur Kirche ginge.  
Frau Pauline blieb ganz allein in der Wohnung. Sie tat mechanisch ihre Arbeit im Haushalt und sah sich alle Augenblicke schon und erschrocken um. Es war ihr gerade so, als läße in jeder Ecke etwas Duntles, Drogenbes, und sie glaubte, noch niemals so elend gewesen zu sein, wie heute.  
Als die Glocken wieder zu läuten begannen, schickte sie in das entlegene Rindergimmer, um diese klingenden Ruhe nicht mehr hören zu brauchen. Zimmergen dachte sie an die Worte ihres Mannes, „na du mußt ja wissen, was du vor dir selber verantworten kannst!“  
Hilde lehrte zuerst zurück. Das kleine Mädchen kam mit ganz frommem, ernsthaftigen Gesichtchen ins Zimmer und legte plötzlich beide Arme um den Hals der Mutter.  
„Ich — — ich bin oft so glücklich gewesen, nicht wahr, Mamma? Ich hab' oft dem Max mein Silberbuch nicht geben wollen, und deine schöne Da'e von Lante Denken kaput gemacht. — — Sei mir nicht böse, Mamma, ich — — ich tue's ganz gewiß nicht wieder!“  
Stumm, wortlos hielt Frau Pauline das plötzlich so demütige Kind im Arm.  
„Und — — und neulich hab' ich auch mal gelogen, — — Müttchen! Ja, — — ich habe gesagt, Max hat von der Lorte genaht, und — — und ich war's. Der liebe Gott weiß es schon. Heut' in der Kirche hab' ich's ihm gesagt. Der Onkel Prediger meinte, wir sollen alles Unrecht eingestehen, dann hätten wir auch ein schönes Weihnachten, und jeder hat uns lieb, und immer, immer wären wir froh! Aber, — — aber was hast du denn, Mamma? Du weinst ja? Bist du mit gar nicht mehr gut?“  
Frau Pauline schüttelte den Kopf. Sie kochte ihr Kind auf die frommen Augen, als müsse sie von diesem Kind ihre ewige Seligkeit erlangen. Und dann sprang sie auf, holte sich Hut und Mantel, und nahm Hilde auch mit auf ihren Weg. Sie wußte plötzlich, was sie zu tun hatte.  
Auf der Treppe traf sie die Portierfrau.  
„Entschuldigend Sie bloß, gnädige Frau, aber ich komm' wirklich nicht — —“  
„Gewiß, gewiß, die Kirche besuchen geht vor. Ich brauche Sie nun auch nicht mehr, Frau Weber. Meine Marie kommt wieder.“  
„Ja . . . Ihre Marie! Die, die Sie das Geld gestohlen hat?“  
Frau Pauline schluckte nun doch erst ein Schlucken, ehe sie weitersprach.